
n e t z T E X T E

von

[Thomas Kempken](#)

versalia.de

Inhalt

Das Licht am Ende des Tunnels	1
Von der Insel Karpathos	2
Reise nach Usedom	3
Das Licht am Ende des Tunnels - II	7
Toskanisches Tagebuch	8

Das Licht am Ende des Tunnels

(...) Plötzlich sah er sich auf dem Bahnsteig des Klever Bahnhofes stehen, völlig zerlumpt, stinkend, verwildert, nur mit einem kleinen Bündel auf dem Rücken, sein armseliges Hab und Gut. Die Menschen eilten geschäftig an ihm vorbei; nein - : sie schienen einen Bogen um ihn zu machen, entgeistert wie auf einen bekannten Stadtstreicher starrend, verständnislos die Köpfe schüttelnd. Von Krieg keine Spur; er fand Klevé vor, so wie er es verlassen hatte, vereinzelte Bombenschäden von fleißigen Menschenhänden beinahe beseitigt, alles schien seinen normalen Gang zu gehen. Auf seinem Gang durch die Innenstadt in Richtung dessen, was einmal sein zu Hause gewesen war, erblickte er bekannte Gesichter: Einige, die ihm etwas bedeuteten, andere, die er nur vom flüchtigen Sehen her kannte.

Man schien ihn jedoch gar nicht wahrzunehmen, drängte an ihm vorbei, sich beeilend, um nur nicht mit ihm sprechen zu müssen offenbar, aber auch diese Mähe wäre ohnehin vergebens gewesen, denn er konnte sie nicht ansprechen. Er versuchte einen Morgengruß, redete einige mit ihrem Namen an, aber sie schienen ihn nicht hören zu wollen, niemand drehte sich zu ihm um! Hörten sie ihn vielleicht überhaupt nicht?

Er lief weiter durch die Straßen, die ihm immer unbekannter vorkamen, ein nicht enden wollender Heimweg. Er hörte nicht auf zu grüßen â€“ jedenfalls bildete er es sich ein -, die Hetzenden anzusprechen, mit immer größerer Verzweiflung â€“ nichts, keine Reaktion, es war hoffnungslos! Es hungerte ihn, also betrat er ein Geschäft, um etwas Brot zu bitten: vielleicht eine Schale warmer Suppe, aber niemand bediente ihn, man schien durch ihn hindurch zu sehen wie durch einen Geist, schien seine Not nicht zu erkennen.

Und wieder hinaus ins Freie, stürzte er sich ins Getümmel der Straße, sich nur noch auf den Heimweg konzentrierend, alle Kraft zusammen nehmend, und eine furchtbare Angst beschlich ihn! Nach Stunden des Umherirrens, Laufens, Suchens, fand er endlich eine ihm bekannte Straße. Sich hinein stürzend, so als wolle er die verlorene Zeit einholen, gab er seine letzte Kraft, seine letzte Hoffnung, warf alles in die Waagschale, schon Licht am Ende des langen, nicht enden wollenden Tunnels erblickend: ja, das war die Horst-Wessel-Straße, er war ganz sicher, sie trug nun einen anderen Namen; er aber stürzte weiter, erblickte in der Ferne sein Haus, als die Kraft ihn verließ. Er brach zusammen, fiel rücklings auf den von Menschenmassen wimmelnden Bürgersteig, blickte panisch in die sich plötzlich über ihn beugenden Augenpaare, die fragend und mit einem Mal interessiert dreinschauten. Er erkannte Gesichter, deren Namen ihm entfallen waren, blinzelte weiter und erstarrte: Maria!

Sie starrte wie die anderen auf ihn, von einem schnaubartigen Mephisto mit bösen Augen an den Hüften umfaßt! â€žKennst Du den?â€œ bellte die Teufelsgestalt, und Maria, die ihm verstört und irritiert in die Augen gesehen hatte, zögerte lange. Er war unfähig zu sprechen, unfähig, ihr die Augen zu öffnen, unfähig, sie des furchtbaren Verrates an ihn anzuklagen, er konnte nur noch starren in ihr vertrautes, fremdes Gesicht.

â€žNein!â€œ, hörte er sie sagen und es war, als bohre sich ihr â€žNein!â€œ wie eine Lanze in seinen Leib. â€žDann komm endlich!â€œ, befahl die Stimme und versuchte, Maria fortzuziehen, sie, die sich seinen Blicken nicht entziehen konnte, aber dennoch für ihn unerreichbar war.

â€žDer Mann ist tot!â€œ rief jemand und verlangte nach Arzt und Leichenbestatter. Die Welt schien für ihn unterzugehen, er versuchte zu schreien, um sich der auseinander stiebenden Menge mitzuteilen, aber sein von ihm selbst als unendlich laut empfundener Ruf nach Maria verhallte ungehört!

â€žMaria!â€œ brüllte er in den schlaftrunkenen Waggon und schreckte hoch, schweißüberstrahlt, Realität kaum fassen künnend (...).

Von der Insel Karpathos

(...) Dritter Tag, Abend. Balkon eines spartanisch eingerichteten Zimmers mit Blick aufs Meer. Nein, nicht nur Blick aufs Meer - greifbare Nähe des Meeres, kaum einen Steinwurf ist es entfernt, man hört die sanfte Brandung am Tage und besonders in der Nacht. (wir schlafen bei sperrangelweit geöffnetem Balkon!).

Dabei ist es tagsüber durchaus nicht lauter als nachts - laut im Sinne von Strassenlärm, Touristen etc. Ein angenehmer Geräuschpegel: ein klaffender Hund (weit entfernt), ein wiehernder Esel (näher, belustigender, weil ungewohnt), dann die Brandung, sanft, wie gesagt, ein dumpfes Rauschen, manchmal Plätschern, wenn das Wasser gegen den Fels klatscht... und ansonsten Stille. Stille, Urlaub für die Ohren.

Der optische Eindruck: Felsiges, manchmal schroffes, karges Land, wie man es vom Süden gewohnt ist. Mancherlei niedergedrücktes Gestrüpp wie dahingeworfen an den Hängen, wie gewalzt vom ewigen Meltemi, der unaufhörlich, aber mit wechselnder Stärke, vom Meer her bläst. Weissgetünchte Flachbauten, griechisch eben, denke ich, der Griechenland respektive Karpathos noch nicht allzu lange kennt. Weiss, zur Abwechslung manchmal sandfarben, mit kleinen, oft blaubemalten Fensterrahmen, kleben sie friedlich am ansteigenden Gestade. Wenige Menschen, meist Touristen, wenn schon, auf dem Weg zum Strand oder zu den Tavernen, die man hierzulande so sehr schätzt.

Die Sonne - ein sengender Stern zur Nachmittagszeit. Kein Winkchen gibt Hoffnung auf ein wenig Schatten; um den Schatten muss man hier kämpfen, muss ihn suchen wie die sprichwörtliche Nadel... Die Sonne - ewig lang im Zenit steht sie, scheint kaum einen Weg zum Horizont zu finden, bevor dann irgendwann, am spätesten Nachmittag, doch noch ihre Bahn sich senkt - kaum jemand hat noch darauf zu hoffen gewagt - und die Hitze allmählich in angenehme Wärme übergeht. Dann, am frühen Abend, je mehr sie sich der Meeresoberfläche nähert, scheint sie geradezu ins Wasser zu fallen!

Nein, es ist kein blinder Sonnenuntergang; einmal in Fahrt, plumpst sie der Horizontalen entgegen, berührt sie, schneidet sie, verschwindet... und schon ist es Nacht! (...)

Reise nach Usedom

Heute, am ersten Tag unseres Aufenthaltes, Flanieren entlang der Strandpromenade in Heringsdorf, einem der so genannten "Drei Kaiserbäder". Villa an Villa reihen sich hier aneinander, vielfach von parkähnlichen Gärten umstanden. Herrliche Anblicke - wenn man es seinem Auge gestattet, es auf diese Weise zu betrachten - und sich zurück-versetzt-fühlen in eine längst vergangene Zeit; in die wilhelminische Zeit, in die Zeit Heinrich und Thomas Manns, der Theodor Fontanes und Maxim Gorkis. Es fehlt nicht an Erinnerungstafeln, Skulpturen und Bänken, die den Betrachter an die alten, prominenten Besucher erinnern sollen.

Diese Bäderarchitektur des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die man an diesem Ort (trefflich restauriert und instand gesetzt) bewundern kann, bleibt auf mich nicht ohne Wirkung.

Wir haben unser Domizil im Gartenhaus der "Villa Elisabeth", einer Wohnung mit drei stilvoll eingerichteten, hohen Zimmern, deren Wände teilweise mit herrlichem (echtem) Stuck verarbeitet sind und deren Fliegeltür den Weg vom Wohnzimmer zur Freitreppe eröffnet, über die man den Garten erreicht.

Der Weg zum Strand ist kraftfahrzeugbefreit und binnen zwei Minuten zu bewältigen; ein schier unglaublicher Luxus, wie uns scheint. Der wohnungseigene Strandkorb, der uns für die Dauer des Aufenthaltes zur Verfügung steht, vervollkommen das Bild des Gelungenen und des Anspruchsvollen. Wie einst Thomas Mann (wenn auch nicht im leichten Sommeranzug) wähnt man sich, in diesem (Strandkorb) Platz nehmend, die Zeitung oder die Urlaubslektüre lesend, von Zeit zu Zeit die See, ihre Wellen, die Schiffe, die sich erholenden Menschen betrachtend.

Der Gang über die neue Seebrücke (erbaut 1995; die laut Reiseführer längste Seebrücke des Kontinentes, 503 m - ich zweifle!) mit ihrem schmucken Restaurant gehört selbstverständlich zum Pflichtprogramm des Besuchers.

Abends Rekapitulation dieses Tages. Zufriedenheit. Vorfreude. Skepsis.

Draussen tobt ein Gewitter.

- - -

Heute Peenemünde - Historisch-Technisches Informationszentrum, ehemals die sogenannte Heeresversuchsanstalt (HVA) der Nationalsozialisten. Ein gewaltiges Areal, obwohl man bereits kurz nach Ende des Krieges circa siebzig Bauten gesprengt oder demontiert hatte, ist noch vieles "erahnbare", da Ruinen davon erhalten...

Das Kohlekraftwerk mit der Bekohlungs-Krananlage und dem Förderband - ganz im Stile der Industriebauten der dreissiger Jahre - auf seine Weise imponierend, beklemmend. Dieses Kraftwerk war die Voraussetzung für den enormen Energie- und Wärmebedarf zur Raketenforschung, sowie für die Entwicklung und den Bau der A-4 Aggregate (besser bekannt als die durch Joseph Goebbels so benannten Vergeltungswaffen).

Viel Informationsmaterial über Wernher von Braun, der angeblich das abgelegene Gebiet des nördlichen Teiles der Insel Usedom höchstselbst als Standort der Forschungsanlage ausfindig gemacht hatte. Wie üblich (siehe Obersalzberg), zwangsenteigneten die Nationalsozialisten Mitte der dreissiger Jahre ein riesiges Areal, erklärten es zum Sperrgebiet, machten das alte Fischerdorf Peenemünde dem Erdboden gleich und bebauten das Gebiet mit den neuen Anlagen. Dazu rekrutierten sie Tausende von Arbeitern, zum Teil auch KZ-Insassen, um dieses Mammutwerk in kürzester Zeit auf die Beine zu stellen.

Darüber hinaus wurde ein Flughafen in allerhöchster Nähe aus dem Boden gestampft, Raketenabschussrampen erstellt und Gelände für Testsprengungen hergerichtet. Befährt man heute

den Greifswalder Bodden, zeugen immer noch zwei aufgelassene alte Leuchtfeuer, die den im Anflug befindlichen Maschinen den Weg zur Piste wiesen, mitten in der See aus dieser Zeit.

In Teilen des Kraftwerkbaus (ca. 100 mal 65 m gross) befindet sich heutzutage das Museum mit einer Menge Original-, Bild- und Tondokumenten. Auch ein Vorführsaal ist integriert, das den Besucher mit entsprechendem Filmmaterial versorgt.

Auf dem Aussengelände Hubschrauber und Kampfflugzeuge aus sowjetischen und NVA-Bestand, sowie eine Original-V 2 Rakete.

Obwohl das Gelände heutzutage von Besuchern geradezu überflutet wird (der Museumsführer bestätzt 300000 Besucher/Jahr), kann man sich der düsteren Atmosphäre dieses Ortes kaum entziehen. Für den Rundgang sollte man sich mindestens drei Stunden Zeit nehmen, da es meines Erachtens wenig von Nutzen ist, durch die Ausstellungsräume bzw. -hallen zu eilen, ohne für einen Moment inne zu halten und die Dinge auf sich wirken zu lassen.

Wie vorhergesehen, diesen Ort in nachdenklicher Stimmung wieder verlassen.

Gestern am Gnitz. Sehr einsam, erwartet man, weltweitstes Gestade am Ufer des Achterwassers - doch das Gegenteil ist der Fall; Schwaden von Einheitstag-Spaziergänger bevölkern den schmalen Pfad um die Südspitze des Gnitz. Ich staune. Es ist dennoch schön hier; Natur, soweit das Auge reicht; Weiden, Schilf, Rohrkolben, Pappeln, Ulmen, allerlei dichtes Gesträuch im Auwald.

Am "Weißen Berg" (32 m) eine Alm - umzäuntes Weideland, durch rot-weiß bemalte Drekkreuze zu betreten; blickt man Richtung Berg, glaubt man sich in eine andere Welt versetzt. Der "Steig" führt steil hinan in Kiefernwald, schlängelt sich über Wurzeln und um gestürzte Stämme unwegsam, bis man nach Minuten des schweißtreibenden Aufstiegs die Bank über den gelblichen, westlichen Abhängen des "Weißen Berg" erreicht, und sich erleichtert niederläßt, um die Aussicht auf das zurückgelassene Achterwasser mit der Halbinsel Lieper Winkel im Hintergrund beziehungsweise die Krumminer Wiek zu genießen!

Vom Gipfel in östlicher Richtung die Höhe beinahe haltend durch Kiefernhochwald und pilzbestandenes Unterholz (Fliegenpilze, sehr schöne Exemplare!) am Naturcamping vorbei und endlich abwärts Richtung Lütow, dem Ausgangspunkt der "Bergwanderung".

Im "Galeriegarten-Cafe" (sehr idyllisch gelegen; künstlerische Gartengestaltung) lockt der weltliche Genuß von Süßem, Deftigem, Heißem oder Köhlem. Von allem kosten wir, und wollen diesen Ort gar nicht mehr verlassen. Auch das ist Usedom.

Will man so wie einst Herr Mann (der Berghmtere) die Greifswalder Oie besuchen, muß man sich früh aus den Federn bemühen - vor allem, wenn das zu verlassende Bett in Heringsdorf steht, vierzig Kilometer von dem Ort entfernt, von dem das kleine Ausflugsboot MS Seeadler ablegt, um in etwa einhundert Minuten das oben genannte Eiland zu erreichen.

Das Naturschutzgebiet wird von einer Handvoll Idealisten bewohnt - was keineswegs abwertend zu verstehen ist - die, dem Verein "Jordsand" angehörend, sich zu Forschungszwecken die heimische Ornithologie betreffend unter spartanischen Bedingungen das ganze Jahr über hier aufhalten.

Die kleine Insel beherbergt kein Kraftfahrzeug, sondern als Fortbewegungsmittel für ihre wenigen menschlichen Bewohner lediglich ein paar Fahrräder - und einen modernst ausgestatteten Seenotrettungskreuzer der DGzRS, der hier stationiert ist.

Neben einer scheinbar unberührten Natur beherbergt die Oie (gesprochen: "Oi", plattdeutsch für

"Insel") groÃzÃ¼gige Weiden und einen kleinen Wald mit herrlichem Mischbestand: Ahorn, Esche und Ulme trifft man hier an, also BÃ¤ume, die recht anspruchsvoll in Bezug auf den Boden sind, in dem sie gedeihen, und von daher Ã¼blicherweise in unseren "durchkultivierten" Forsten eher selten anzutreffen sind. Schlehen und BrombeerstrÃ¤ucher im ÃberfluÃ habe ich gesehen und mich an den vielen bunten Beeren erfreut.

Auf dem hÃ¶chsten Punkt der Insel (18 m) steht der im Jahr 1855 erbaute Leuchtturm; ein achteckiger Backsteinbau, also nicht mit der sonst gÃ¤ngigen rot-weiÃen Bemalung versehen. Von dessen AuÃenbalkon in etwa 38 m HÃ¶he Sicht auf alle umliegenden Inseln, wie zum Beispiel RÃ¼gen, Rügen und Usedom. Auch das Festland eben noch erkennbar.

WeltentrÃ¼ckter noch als auf dem Gnitz fÃ¼hlt man sich hier; gerade als man sich mit diesem Umstand anzufreunden beginnt, ist die Besuchszeit (tÃglich maximal fÃ¼nfzig Personen fÃ¼r maximal zwei Stunden - was zum Kurzvortrag im Infozentrum des Vereines sowie Turmbesteigung und Inselumwanderung gerade ausreicht) schon wieder vorÃ¼ber. Es gibt auf der Oie kein Wirtshaus, keine AutoritÃ¤t, ja, noch nicht einmal eine Ã¶ffentliche Toilette. Der freundliche KapitÃ¤n unseres kleinen Ausflugdampfers erinnert seine zumeist Ã¤ltlichen Passagiere circa 45 Minuten vor dem Anlegen daran - woraufhin das einzige Schiffsklosett fÃ¼r den Rest der Fahrt von drÃngendem Volk umstanden ist!

Nach dem Ablegen unseres "Seeadlers" stehen die beiden freundlichen MÃdchen von Jordsand e.V. in bunten Fleecepullis am verlassenen Kai und winken zum Abschied...ich beobachte sie, bis unser Schiff die Mole passiert hat...danach drehen sie ab und steigen wieder zu ihrem rotbeschindelten Vereinshaus auf...Was sie wohl dabei beredet haben, frage ich mich?

Ein Tag am Strand. WeiÃes GesÃ¤nde. Wonach ich so lange strebte. WeltentrÃ¼ckt. Der Alltag hinfort. Blauer Himmel, etwas Wind. Ein Buch. Klatschende Wellen, etwas unerwartet.

Burgbauen auf Anforderung; kein ZÃ¶gern, kein Einwand: Wir bauen; es klebt an den Fingern, was jedoch niemanden stÃ¶rt, trifft schwerfÃ¤llig auf das bereits vorgefertigte Fundament - eine solide Sand-Wand! Ich bastle diverse Burgfriede (TÃ¼rme) - und denke - wie Phalli!

Und fragte mich eine der Passierenden - ich hÃ¤tte geantwortet: "Wonach sieht es denn aus?" Aber niemand hat gefragt, obwohl Blicke.

Dann Toben in den Wellen. Kreischendes Kindergeschrei, ich wollte es so - es gefÃ¤llt mir. Dann FischbrÃtchen, nicht knusprig wie gestern im Laden, etwas pappig - aber: was soll's? Selbst pappige FischbrÃtchen schmecken uns! Lecker, in jeder Hinsicht - das Strandleben hier! Wie bei Thomas Mann auf Sylt oder in Nidden, denke ich - nur andersrum!

Abends nach dem Essen im "Kaiser's Pavillon" (Zander - sehr gut und etwas deftig mit Bratkartoffeln) RÃ¼ckkehr zum Gestade, zu AK's StrandkÃ¶rben und Kiosk: Es gibt LÃbzer - von dem wir reichlich ordern - und das Meer rauscht, und der Blick in die Weite entschÃ¤digt fÃ¼r vieles! Immer noch Leben am Strand, viel junges Volk, die Lichter auf Wollin schon sichtbar - am Horizont seit LÃngerem schon mehrere Frachter - ich sitze und schaue und schaue, welche Objektstudien ohne UnterlaÃ. Ich bin jetzt da. Ich bin jetzt angekommen. Erinnere mich, an das Leben und anderes. Und Vorfreude.

Am gestrigen Tage SwinemÃ¼nde. Erstmalig polnischer Boden unter den FÃ¼Ãen des Verfassers. Erwartung einer Art FortfÃ¼hrung der gewohnten KaiserbÃ¤der.

Eine einzige EnttÃ¤uschung. "Swinoujscie", so wie die Stadt im Polnischen genannt wird, ist hektisch, laut und Ã¼berwiegend verkommen. Die Front der fÃ¼nf- bis achtstÃ¼ckigen Bauten aus den Sechzigern und Siebzigern, die uns beim Anlegen am Hafenkai gegenÃ¼bersteht, ist wenig einladend. Wir machen uns auf in Richtung Kurpark und Promenade. Ein Sirenengeheul, wie man es in den

Straßen von San Francisco vermutet, liegt permanent über der Stadt.

Die durchweg an Persönlichkeiten der polnischen Geschichte erinnernden Straßennamen studierend, durchmessen wir die Innenstadt. Langsam wird es grüner, die Alleen sind mit mächtigen Linden bestanden, und es erinnern die anliegenden Bauten vereinzelt, ich wiederhole: vereinzelt an bessere Zeiten. Es wirkt heruntergekommen, vieles, sehr vieles.

Die Promenade in der Nähe des gleichwohl von hier nicht sichtbaren Ostseestrandes gleicht einem Jahrmarkt, einem Basar. Es reihen sich Dönerbuden, Frittenschmieden, Bierzelte, Spielhallen und Ramschläden aneinander. Wir stehen staunend vor einem Schnellrestaurant, in dem die Gäste auf einer Plattform an Tischen sitzend, dieselbe mit einem Hebel in Schaukelbewegungen versetzen können... (bon appetit!)

Grauenhaft. Wir verlassen die Promenade über die ul. Matejki, das "Amphitheater" passierend (eine Freilichtbühne), dann über die ul. Chopina zurück Richtung Hafen. Besonders die ul. Chopina ist umsummt von einem parkartigen Gelände mit sehr schönen, alten Baumbeständen. Eine andere Seite von Swinemünde, denken wir.

Bald erreichen wir den großen Kreisverkehr, der an das Hafengebiet angrenzt. Hier lassen wir uns in einem Straßencafé nieder und genießen Capuccino, den eine freundliche und sehr hübsche junge Bedienung serviert.

Drei Stunden nach unserer Ankunft verlassen wir die Stadt nachdenklich und erleichtert.

Das Licht am Ende des Tunnels - II

Er ging durch einen dunklen, engen Tunnel. Ein Vorwärtsskommen war schwer möglich, ständig stieß er mit irgendeinem Körperteil an vorstehende Fels- und Geröllblöcke.

Weit vorne, am Ende des Tunnels, war Licht: helles, gleiches Licht, strahlender als das Sonnenlicht. Kurz nachdem sie ihn in den stickigen Tunnel gedrängt hatten, hatte er es erblickt und war wie ein Reh in der Dunkelheit darauf zugestolpert.

Zuvor hatte es eine schreckliche Hetzjagd gegeben. Zwei seiner früheren Schullehrer hatten ihn verfolgt, ihn zu ergreifen versucht. Immer wieder riefen sie ihm zu: „Lukassen! Mach den Mund auf und arbeite mit! Lass Dir nicht alles aus der Nase ziehen! Wir kriegen Dich“ und dann reißten wir Dir den Arsch auf!“

Es war furchtbar gewesen. Über Stock und Stein ging die wilde Jagd „Wilhelm hatte keine Ahnung, wohin er überhaupt flüchtete. Die Gegend war ihm völlig unbekannt. Er hastete weiter, spürte die Verfolger immer näher kommen, spürte ihren heißen Atem wie den von Bluthunden!“

Dann stolperte er, schon zuvor hatte er damit gerechnet, geriet ins Straucheln und fiel schmerzhaft auf den unwegsamen Boden. Er sah sich schon verloren, da die beiden Lehrer herangesaust kamen, hatte abgeschlossen, legte schützend die Arme vor seinen Kopf „und sah die beiden Hetzer über ihn hinweg fliegen“ immer noch wüste Beschimpfungen gegen ihn ausstoßend. Sie rannten weiter, seinen am Boden liegenden Körper einfach nicht beachtend, entfernten sich und verschwanden bald in der Dunkelheit.

Er sah sich schon gerettet, richtete sich mühsam auf und klopfte seine beschmutzten Kleider ab. Dann trat plötzlich eine Gestalt hinter einem Geröllblock hervor und kam langsam näher. Der eisige Schrecken fuhr Wilhelm in die Glieder. Eine Weile dauerte es, bis er erkannte, wer sich unter dem langen Mantel verbarg: Es war Adolf Hitler.

Er zuckte zusammen, als der „Führer“ ihn ansprach.

„Wissen Sie eigentlich, Lukassen, was wir mit Leuten wie Ihnen machen?“

Er brachte keinen Ton hervor; seine Stimme schien erstorben.

„Erschießen!“ hallte es herüber. Immer wieder. Immer lauter, und widerhallend, wie aus einer anderen Welt, aber doch so gegenwärtig. „Erschießen! Erschießen! Erschießen!“

Wilhelm begann zu laufen, immer schneller zu laufen, um sein Leben zu laufen.

Als er sich umblickte, hatte Hitler die Pistole gezogen und feuerte.

Zwei-, drei-, viermal... Er verfeuerte das gesamte Magazin.

Jedes der Geschosse traf ihr Ziel, aber sie schienen Wilhelms Körper zu durchdringen, ohne ihn zu verletzen oder ihm Schmerzen zu bereiten.“

Er rannte weiter, von Todesangst getrieben, erblickte den Tunnel und warf sich hinein. Er rappelte sich hoch und sah das gleiche Licht. Vorwärts, nur vorwärts, und nie wieder zurück, war es ihm durch den Kopf geschossen.

Er stolperte wieder, rutschte auf losem Gestein aus, stieß sich den Kopf blutig, aber er rannte weiter. Der Schweiß rann ihm über die Stirn, die Erschöpfung stieg in ihm hoch. Er rannte und rannte, aber das Ende des Tunnels, das Licht und damit die Hoffnung kamen nicht näher, so schien es ihm. Noch immer war es in weiter Ferne.

Er erreichte einen Zustand, in dem man nur noch mechanisch lief, spürte nicht mehr den Schmerz, nicht mehr die Erschöpfung. Er lief und lief. Als er endlich aufsah und realisierte, dass seinem Ziel nicht näher kam, brach er zusammen und schlief ein.“

Toskanisches Tagebuch

Um 08.15 Uhr an dem von mir ausgewählten Parkplatz an der Porta Romana angelangt. Also das Fahrzeug sicher abgestellt und sich auf den restlichen Weg durch die noch weitgehend von Touristen freie Stadt gemacht.

Auf der Ponte Vecchio doch schon geschäftiges Treiben der Händler, die dabei sind, ihre Läden zu öffnen. Zuvor den gewaltigen Palazzo Pitti passiert, der noch verschlossen und wenig beachtet in der Morgensonne liegt.

Auf der Piazza della Signoria Blick auf die Uffizien, den Palazzo Vecchio und die gewaltigen Skulpturen des David von Michelangelo und den Brunnen des Neptun gleich nebenan...

Wir haben (noch) kaum einen Moment für all diese Schönheiten, sind wir doch entschlossen, so früh als möglich am Duomo mit seiner gewaltigen Kuppel anzulangen, und dieselbe zu besteigen. An diesem imposanten Bauwerk angekommen, gleich in die etwa 150 m lange Schlange der Wartenden eingereiht (kurz nach 09.00 Uhr!!), um doch unerwartet zig in das Bauwerk selbst bzw. zum Kassenhäuschen vordringen zu können.

Der Anstieg zur "Laterne", die der Kuppelspitze aufgepflanzt ist, entpuppt sich nicht nur als äußerst enge, sondern auch anstrengende Angelegenheit (460 Stufen, allesamt erhöhter als gewohnt und zudem ausgetreten, wollen erklommen sein!).

Es handelt sich eigentlich um zwei Kuppeln: Eine innere, die die herrlichen Fresken ("Das jüngste Gericht") trägt, sowie eine Außenkuppel, die die roten Schindeln aufnimmt. Dazwischen: die Aufstiegsgänge und ein Labyrinth von (verschlossenen) Wegen und Durchgängen. Dem Reiseführer nach verschanzten sich während des II. Weltkrieges Florentiner Juden und andere von den Nationalsozialisten Verfolgte in der weitläufigen, unwegsamen Domkuppel.

Endlich auf der gar nicht so engen Aussichtsplattform direkt unterhalb der Laterne angekommen, belohnt man den Besteiger mit einer einmaligen Rundsicht auf Florenz, Arno und die umliegende Berglandschaft. Selbst die höchsten Gipfel der Apuanischen Alpen, zwei Tage zuvor durch uns noch erkundet, erkennt man in der Ferne! Das Panorama ist überwältigend, auch die Aussicht auf die anderen Bauten der toskanischen Metropole. Welches Menschengewirr mittlerweile auf der Piazza herrscht!

Wir verlassen die Kuppelspitze und spähen während des Abstiegs von der oberen und der unteren Galerie ins Innere der Kuppel und in die Tiefe auf den Boden der Kathedrale. Allein die Höhe der Kuppel (35 m) ist so überwältigend, daß man sich fragt, wie es Filippo Brunelleschi im frühen 15. Jahrhundert mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln fertig gebracht hat!

Man muß es mit eigenen Augen gesehen haben, zu schwierig ist es, ob der Dichte, ob der optischen Reizflut Worte zu finden!

Auf dem Domplatz Rückschau auf das soeben besichtigte, weltberühmte Bauwerk. Die Stadt ist mittlerweile von Besuchern überschwemmt, und auf dem Weg zur Piazza della Signoria gehen wir uns ein Gelati. Während unseres Eis-Genusses zieht ein von Carabinieri eskortierter Umzug lokaler Vereine (für uns nicht näher identifizierbar) an uns vorbei, und wir genießen die musikalischen Klänge des marschierenden Tambourcorps...

An der zuvor erwähnten Piazza Bewunderung der gewaltigen Skulpturen - ich schieße Foto auf Foto. Auch laden pferdebespannte Fiaker zur Stadtrundfahrt ein, wozu uns jedoch Zeit, Muße und vielleicht auch das Geld fehlen.

B. ergreift die Initiative und schlägt vor, die Uffizien zu besichtigen. Ohne lange zu zögern stimme ich zu. Die Schlange der auf Einlaß Wartenden umgehen wir durch die Zahlung eines gewissen "Zuschlages" auf den Ticketpreis!

Die Uffizien bergen - neben einigen bekannten Werken des Alessandro Botticelli - eine Reihe anderer wichtiger Gemälde und Skulpturen der Renaissance, der sogenannten "Großen Meister" des 13. bis 18. Jahrhunderts.

Es ist einfach überwältigend: Welche Dichte weltberühmter Kultur auf so engem Raum! Schiere Unmöglichkeit, alles zu erfassen!

Allein die Säle 10 bis 14 längs des stlichen Korridors des U-förmigen Gebäudes scheinen die Besucher der Uffizien geradezu magisch anzuziehen, sodaß dieselben hoffnungslos überfüllt sind.

Man hat nur wenig Gelegenheit, die Werke in Müde und Ruhe zu betrachten!

Der Verbindungskorridor (die Basis des "U") eröffnet herrliche Ausblicke auf den nahen Arno, die ihn überspannenden Brücken (allen voran "Ponte Vecchio") und die anderen Werke romanischer und gotischer Baukunst.

Den Museumsshop am Ende des Rundgangs bewältige ich in zügigem Tempo - in der Hoffnung, meine Kreditkarte auf diese Weise nicht über Gebühr zu belasten...